Ekkehard Skoruppa

»Wir haben die Schublade voll!« Ein Bericht über die Autorenwerkstatt an der Universität Köln

Am Anfang war ein Flugblatt: »Wir haben die Schublade voll!« Das Papier machte die Runde unter Studenten an der Universität Köln, sorgte für erstaunliche Resonanz. Beim annoncierten Treffen in der Privatwohnung des Unterzeichners Karl Karst zählte man die Köpfe der Interessierten zwar nicht nach Dutzenden, doch es kamen etliche Schreiber ›mit vollen Schubladen‹ und andere zumindest voller Enthusiasmus.

Das war 1979, und eine Zeitschrift für Literatur, Kunst und wissenschaftliche Beiträge sollte gegründet werden. »Hier und da dies und jenes mit Für und Wider durch Verbindung zu trennen und durch Trennung zu verbinden«, hieß es einige Monate später im Editorial der ersten Nummer. Die vielleicht etwas verkrampft wirkende Kopf- und Feuilletonlastigkeit, die im Rückblick scheinbar herauszulesende Beliebigkeit war gewiß keine Ungewißheit des Anspruchs und sollte erst noch verschwinden. Aber am Anfang glich die Privatinitiative tatsächlich einem Sprung ins kalte Wasser, bei dem man sich manchmal mit Formulierungen wärmt: Denn weder das Zeitschriftenmachen, weder redaktionelle, organisatorische, technische, noch verlegerische Belange waren hinlänglich erprobt, und nicht viel besser stand es um die Erfahrungslage mit publikationszentrierter Arbeit beim Umgang mit Texten. Die Zeitschrift, die sich auszeichnen sollte durch »formale und thematische Offenheit«, war aus dem Stand zu konzipieren, zu gestalten, herzustellen und zu füllen – von jenen mit Engagement und Idealismus, mit Mut zum Risiko und eben den vollen Schubladen, dabei zumeist aber nur kläglich gefüllten Portemonnaies.

Um Geschichte und Entwicklung der »Autorenwerkstatt« an der Universität aufzurollen, ist etwas weiter auszuholen. Denn die anfängliche Privatinitiative hat einen merkwürdigen Weg zur Institutionalisierung im Übungsprogramm an der Studiobühne der Universität genommen. Der Aufruf zum Zeitungsmachen, das Publikationsangebot, stand wie geschildert am Beginn. Karl Karst, damals Student der Germanistik und Theaterwissenschaften und freier Hörfunk- und Fernsehkritiker bei verschiedenen Zeitungen, heute Hörspiel-Redakteur, hatte nicht zu Unrecht darauf gesetzt, daß verstreut unter Studenten und Nicht-Studenten – denn auch an letztere ging der Aufruf – schriftstel-

lerische Blütenträume reifen und möglicherweise Talente verborgen sind, die es zu finden und zu fördern lohnt. Aber ein Treffen fehlte, ein Treffpunkt, ein offenes Forum zur breiteren Diskussion, eine selbstgeschaffene Möglichkeit zur Publikation. Die Wirkung des Flugblattes bewies in der Tat dann zweierlei: Es wird viel und intensiv geschrieben im Umfeld der Universität und – das, was geschrieben wird, ist nicht allein für den Eigengebrauch gedacht, zur Selbstvergewisserung notiert und als Tagebucheintrag zu werten. Der Wunsch, Öffentlichkeit zu erreichen, zeigt sich zunächst ineinem mit dem Wunsch, Erfahrungen auszutauschen. Während des fast vierjährigen intensiven, aber dennoch recht kurzen Lebens der Zeitschrift, sammelten sich weit über 150 zum Teil sehr umfangreiche Manuskripteinsendungen an. Allerdings – nach der ersten Nummer – nicht nur aus Kölner (Studenten-)Kreisen.

Wider eigenes Erwarten sorgte »das kölner heft«, bis zum Streit mit einer ähnlich titulierten Schweizer Zeitschrift kurz »das heft« genannt, für Rascheln im Medienwald. Der Norddeutsche Rundfunk lobte, Tageszeitungen munterten auf, »Die Zeit« berichtete, wog und befand als zu schwer, als zu anstrengend-theoretisch im germanistischen Jargon. Ein Urteil aus einem Mißverständnis: Der Rezensent hatte den Redaktionssitz »Universität Köln, Institut für deutsche Sprache und Literatur« mit dem Herausgeber Karl Helmut Karst verwechselt. Und wohl zu recht sah sich der geschäftsführende Direktor des Instituts zu einer Korrektur im Hamburger Wochenblatt genötigt: Das »heft« war in der Tat keine Publikation des Instituts, es war eine Privatinitiative, die vielleicht nicht sorgsam genug das Impressum gestaltet hatte. Zwar stimmte der Ort, er gab gleichwohl zu Verwechslungen Anlaß.

Als der Berichterstatter nach der ersten Nummer zur Redaktionsgruppe stieß, war man bereits umgezogen: In einem Raum der Studiobühne der Universität Köln fanden fortan mindestens einmal wöchentlich Redaktions- und Lektoratssitzungen statt. Letztere waren jeweils ›offene‹ Veranstaltungen, zugänglich für jedermann, denn die Idee war, Autoren, Zeitschriftenmacher und Interessierte an einen Tisch zu bringen und diskutieren zu lassen über Texte und ihre Publikationsmöglichkeit. Der feste Stamm von Zeitschriftenmachern, die gleichzeitig auch Autoren sein konnten, wurde in den Lektoratssitzungen immer wieder von Neuzugängen ergänzt. In manchmal mehrstündigen Treffen konnten die vortragenden Autoren (Kopien ihrer Texte lagen aus) direkte Auseinandersetzung, Kritik, unmittelbare Bewertung und eine fast ebenso schnelle Entscheidung erfahren.

Im Laufe der Zeit aber erwies sich, daß zwei grundsätzlich verschiedene Bedürfnisse die zuweilen hitzigen Gespräche prägten: Möglichst breite, ausführliche und bis zur Literatur- und Gesellschaftstheorie reichende Diskussionen, auch Austausch von Schreiberfahrungen, dies

forderten die einen, während andere – und dazu gehörte auch ein Teil des mittlerweile 6–8-köpfigen festeren Stamms der »heft«-Mitarbeiter – auf schnellere Wertung und Entscheidung, auf publikationszentrierte und die Zeitungsbelange bedenkenden Diskussionen bestand. Zwischenzeitlich wurde eine Umlaufmappe mit den zu besprechenden Texten angelegt, und erneut saß man im Einzelstübchen, sichtete und bewertete Texte wie vorher. Besonders aus den Arealen der Autoren, die als Gäste zuweilen nur ein- oder zweimal zur Gruppe stießen, wurde Unmut an endlosen Diskussionen laut: Ein fast professionelles Interesse an Veröffentlichung herrschte hier nicht selten vor, die Autoren wollten schlicht wissen, ob ihr Text nun angenommen werde oder nicht. An Diskussionen, an Analysen und Interpretationen, kurz – an einem Gespräch über Literatur, bestand weit geringeres Interesse.

Um die Geschichte des »kölner hefts« abzukürzen: Nach den vier Jahren waren zwar nicht die idealistischen, wohl aber die finanziellen Ressourcen restlos erschöpft. Das aufwendig gemachte 100-Seiten-Heft, das in Qualität und Ausstattung, vor allem aber in seiner Resonanz weit über das, was ursprünglich gedacht war, hinausgekommen war, mußte sich mit einer zwar vollständig gestalteten, dann aber doch unveröffentlichten letzten Nummer verabschieden. Signale des Kulturamts der Stadt Köln, auch des Instituts für deutsche Sprache und Literatur, unterstützend einzugreifen, kamen zu spät. Die Manuskripte verschwanden wieder in der Schublade. Fast wie am Anfang.

Mit einem Unterschied: Die »Autorenwerkstatt«, die sich bald nach den Schwierigkeiten im »offenen Lektorat« gegründet hatte, blieb bestehen. Hier sollte jene ausführliche Diskussion weiter ermöglicht werden, die das Lektorat auf die Dauer – gegen die Ausgangsidee – überfordert hatten, so erzählte mir Karl Karst, der die Werkstatt bis 1985 leitete. Der auf Veröffentlichung ausgerichteten Lektorats-Diskussion sollte schon zur Heft-Gründerzeit eine ›Voröffentlichkeit‹ an die Seite gestellt werden, in der nicht zuletzt auch solche Gespräche geplant waren, die auf »Verbesserung«, auf »Änderung«, auf ein »Überarbeiten« der gelesenen Texte zielten. Autoren, die ihre Texte von Anfang an zur Publikation anboten, hatten verständlicherweise wenig Interesse, sich in ihre Zeilen hereinreden zu lassen.

Für Karl Karst, der damals beide Gruppen leitete, bedeutete dies einen Mehraufwand an Zeit und Arbeit. Daher wurde der Plan überdacht, die »Autorenwerkstatt«, noch immer privat organisiert und initiiert, zu institutionalisieren, um zumindest einen kleinen organisatorischen Teil abzugeben und den Zeitaufwand zu entschädigen. Ein weiterer Grund: Sie sollte zur regelmäßigen Einrichtung werden, unabhängig vom Initiator Karl Karst. Die Studiobühne der Universität, die von ihren Mitgliedern selbstverwaltet wird, bot sich dazu an – zumin-

dest Ankündigung und Werbung wurden von ihr übernommen. Seither findet sich die Autorenwerkstatt im Übungsprogramm der Studiobühne, und damit auch im Vorlesungsverzeichnis der Universität im Rahmen des *studium generale* für Hörer aller Fakultäten. Zudem gibt es Ankündigungen in einem Semesterfaltblatt. Und auch ein Honorar, wenngleich ein eher symbolisches, steht dem Gruppenleiter seither zu.

Das Programm der Studiobühne ist breitgefächert: Außer der Autorenwerkstatt finden sich im Vorlesungsverzeichnis der Act Shop (Übungen zur praktischen Theaterarbeit), Bühnentanz, Bühnentechnik, Filmwerkstatt, Videogruppe und Fotogruppe. In der Hauptsache macht die Studiobühne natürlich Theater: eigene Produktionen, Gastspiele, Festivals. Mitglied in der zentralen Universitätseinrichtung kann jeder werden, gleichgültig ob er Universitätsangehöriger oder Externer ist. Entscheidungen über Grundsätzliches, das Übungsprogramm und die Theaterprojekte, fällt die Mitgliederversammlung, stimmberechtigt sind hier allerdings nur die Angehörigen der Universität Köln.

Für die Autorenwerkstatt bedeutete (und bedeutet) der neue organisatorische Rahmen eine größtmögliche Freiheit: Räume werden bereitgestellt, Unterstützung für Projekte, von denen noch berichtet werden soll, wird im Rahmen des Möglichen geleistet, das Übungsprogramm selbst, die Arbeit der Werkstatt, ist ihr völlig selbst überlassen. Seit Gründung der Werkstatt 1980 gab es keinerlei Probleme in der Mitgliederversammlung. Freilich haben die »Autoren« bis ins Jahr 1986 ein wenig beachtetes Schattendasein gefristet. Kontakt zu anderen Gruppen, Zusammenarbeit mit der Bühne bestand kaum, ganz anders als in den sechziger Jahren, als bereits eine Art dramatische Werkstatt an der Studiobühne existierte. Unter der Leitung des heute emeritierten Theaterwissenschaftlers Professor O.C.A. zur Nedden wurden damals Texte speziell für die Bühne und die Aufführung geschrieben, so berichtete mir Georg Franke, der Leiter der Studiobühne.

Entsprechend den Regularien der Einrichtung ist auch der Teilnehmerkreis der Autorenwerkstatt nicht auf Studenten beschränkt. Von derzeit rund 25 Teilnehmern (bei relativ großer Fluktuation) kommen sieben aus dem nicht-universitären Bereich. Die Tendenz zeigt sogar nach oben: Immer häufiger meldeten sich in jüngster Zeit Interessenten, die nicht studieren oder ihre Studienzeit längst hinter sich haben, die von der Werkstatt bei Lesungen, aus dem »Kölner Stadtbuch« (eine Adressen-Sammlung mit Tips und Hinweisen) oder über die Kölner Zentralbibliothek erfahren haben. Eine begrüßenswerte Entwicklung: Die Struktur der Autorenwerkstatt wird aufgelockert und die Werkstatt verknöchert nicht zu einem germanistischen Zirkel, denn wie sich leicht vorstellen läßt, kommen die meisten Teilnehmer aus den geistes-

wissenschaftlichen Fächern, besonders aus der Germanistik. Die Universität ist jedoch tatsächlich nur ein Treffpunkt und kein programmatischer Ort, seminar-vergleichbar geht es bei uns in kaum einer Hinsicht zu.

Daß geraucht werden darf oder Kaffee getrunken in den Sitzungen, geht auf Absprache zurück und mag eine Äußerlichkeit sein. Daß man sich duzt, macht älteren Neuankömmlingen manchmal Schwierigkeiten, ist aber zumeist gewünscht. Daß kein eigentlicher Dozent die Sitzungen leitet, verwundert manchen, fällt aber kaum auf, sobald die Gespräche begonnen haben. Die Atmosphäre ist gelöst, das Interesse führt die Mitglieder zusammen, regelmäßige Teilnahme ist keine Pflicht. Weder werden Teilnehmerlisten geführt, noch ist Anmeldung erforderlich, ein einziges Mal nur werden Adressen ausgetauscht, um Kontakte zu ermöglichen und der Studiobühne Adressaten für ihre Programme und Einladungen mitzuteilen. Im Anschluß an die Sitzungen hat sich ein »Nachseminar« etabliert - in einem kleinen Café nahe der Universität. Ein Stammtisch nun seit Jahren, doch sicher keine Stammtischgespräche: nicht selten werden dort die Diskussionen weitergeführt, und schon einige Male haben sich öffentlich spontane Lesungen ergeben - zum Schrecken oder zum Vergnügen anderer Café-Besucher. Daß literarische Geselligkeit, Gespräche über eigene und fremde Texte, Kontakte zu anderen Autoren eine wichtige Funktion in der Werkstatt haben, wurde mir mehrfach mitgeteilt. Daß ein ungezwungenes Treffen nicht mit der Absicht, aber doch mit der Möglichkeit, Kontakte persönlich zu vertiefen, Seltenheitswert hat an einer Massenuniversität, mag eine zusätzliche Attraktivität für manche Student(inn)en bedeuten.

Vor allem anderen aber herrscht das Interesse an Literatur vor: Viele Gruppenmitglieder schreiben seit längerer Zeit, es gibt aber auch ›Anfänger‹ und Teilnehmer, die nur als kritische Diskutanten mitwirken wollen. Von Zweigleisigkeit könnte man also auch in der Autorenwerkstatt sprechen, anders als beim »heft«-Lektorat jedoch behindert sie hier nicht. Die Vorstellung, literarisches Schreiben zu ›erlernen‹, schwingt bei manchem, der zur Gruppe stößt, wohl mit: Die Gruppe soll Anregungen geben, vielleicht Themen stellen, Schreibübungen veranstalten. Vereinzelt zumindest ist solches Bedürfnis geäußert worden, dennoch ist es bislang nie zu thematischem Schreiben, zu Schreibspielen oder zu vom Gruppenleiter oder einem Mitglied initiierten Übungen gekommen in der Doppelstunde, die jeden Mittwoch von 19 bis 21 Uhr stattfindet. Entsprechende Vorschläge wurden letztlich immer ausgeschlagen, aus zwei Gründen: Zum einen sind die Schubladen des aktiven Teils der Gruppe nach wie vor gut gefüllt, und es besteht besonders am Semesteranfang ein regelrechter Druck, neue Texte vorzu-

stellen. Zum anderen wollen sich die meisten Autoren nicht an ein Thema halten, wollen keine auf Vergleich angelegte Textproduktion, keine Eingrenzung ihrer Freiheit. Der Tenor, daß die Werkstatt keine Kreativitätsschmiede oder Lehrveranstaltung, eher ein auf Selbstinitiative und Kritik abzielendes Lernforum für alle Beteiligten ist, hat sich durchgesetzt. Bestünde indes einmal der dringende Wunsch, andere Verfahren als die bisherigen auszuprobieren, nichts stünde dem im Wege.

Oder doch? Aus den Ankündigungen in der Studiobühnenzeitung ist zumindest Skepsis herauszulesen, wenn es um Schreiben nach Spiel- und Lehrplan geht:

> So ist die Werkstatt erneut offen für Leute, die mit und an ihren Texten arbeiten wollen. ›Fertige‹ oder ›abgeschlossene‹ Texte sind nicht unbedingt Voraussetzung in dieser ›Voröffentlichkeit‹, in der nicht abgeurteilt, sondern kontrovers diskutiert wird. Die »Werkstatt« – ganz wörtlich zu nehmen – will wiederum versuchen, produktiv zu helfen, vielleicht auf ›Fehler‹ aufmerksam zu machen, auf Unstimmigkeiten oder Brüche im Text hinzuweisen, und – was nicht selten geschieht – Zustimmung zu bekunden. Freilich sind Patentrezepte für ›richtiges‹ Schreiben nicht zu erwarten, auch thematische Schreibübungen haben sich als wenig sinnvoll erwiesen. Daher ist Voraussetzung für die Arbeit der Werkstatt das Engagement ihrer Mitglieder.

Mit anderen Worten: Sollten die Schubladen einmal leer sein, hätte sich die Autorenwerkstatt erübrigt. Sie spricht in erster Linie Interessierte an, die bereits Schreiberfahrungen mitbringen und nicht erst auf den Weg gebracht sein wollen. Nur mit einem schriftstellerisch aktiven Teil ist es in dieser Gruppe möglich, auch Anfängern etwas zu bieten: an der Reibfläche gelesener und diskutierter Texte entzündet sich manches Mal ein eigener Versuch.

Die Spielregeln der Werkstatt sind schnell geschildert: Von Mal zu Mal wird vereinbart, wer Texte und in genügender Anzahl Kopien mitbringt. Nachdem der Autor seinen Text gelesen hat, entwickelt sich die Diskussion – zunächst oftmals schleppend, in Halbsätzen, mit ersten vorläufigen Anmerkungen. Prinzipiell ist dem Hörer-Forum alles erlaubt: direkte, unmittelbare Ablehnung wie spontane Zustimmung. Schweigepausen nach der Lektüre gehören in den Bereich des Normalen: Halten sie länger als gewöhnlich an, betätigt sich der Gruppenleiter manchmal als überbrückender Moderator. Daneben hat er kaum eine andere Funktion als alle anderen. Hier und da vielleicht versucht er, Argumente zu sortieren, den Gang der Diskussion zu vergegenwärtigen; aber auch dies übernehmen zuweilen andere Gruppenteilnehmer. An wenigen Stellen nur ist mit dem Hinweis auf Erfahrungen einzugreifen: So hat es sich etwa erwiesen, daß die Befragung des Autors kein probates Mittel ist, einen Text zu verstehen, zu interpretieren

und zu werten. Ohne ihn muß das Gespräch in Gang kommen, der Text selbst muß es erzeugen können. Die Gruppe nimmt in der Regel die Position eines normalen Lesers ein, dem ebenfalls kein Autor auf die Sprünge hilft. Gegen Ende der Besprechung freilich kommt es fast stets zur Einbeziehung des Autors, zur Rückfrage an ihn. Bis dahin kann die Autorenwerkstatt jenes Test- und Resonanzfeld sein, das er häufig wünscht.

Manchmal laut werdende Mutmaßungen, in Schreib- und Literaturgruppen würden bloß höfliche Nettigkeiten ausgetauscht, treffen auf die Autorenwerkstatt nicht zu. Es wird hart diskutiert, entschiedener und auch spontaner als es manchem lieb ist. Zu Beginn des Semesters versucht der Gruppenleiter daher stets deutlich zu machen, daß eine gewisse Distanz von den eigenen Arbeiten wünschenswert ist. Wer mit frischem Herzblut geschrieben hat und persönliche Dinge verhandelt, wer in Gedichten etwa eben noch empfundene eigene und sehr wahrhaftige, aber deshalb noch lange nicht literarisch gelungen dargestellte Gefühle ausbreitet, der kann harte Kritik in der Regel schlecht vertragen. Kritik in dieser Voröffentlichkeit aber muß vertragen können, wer sich den Diskussionen stellt. Und so bleiben Gratwanderungen nicht aus: Selbst wenn Polemik und hämische Verrisse nie vorgekommen sind, ernsthafte, sachliche und textzentrierte, aber sehr deutliche Kritik vorherrscht - manchmal scheuen sich die Gruppenmitglieder, ihr Urteil unverblümt zu äußern. Das häufig bei Texten, die niemandem gefallen wollen, die jeder gern vom Tisch hätte. Da die Gruppe sich ständig ändert, gibt es zwar keinen verbindlichen Gruppengeist, keine allmählich entwickelten Kriterien (so es sie, was zu bezweifeln ist, überhaupt geben kann), wohl aber wiederkehrende Fragen. Lauter alte Kritikerfragen: was hat der Autor sich vorgenommen, ist das Anliegen sinnvoll, wie hat er es durchgeführt, umgesetzt, thematisch und sprachlich bewältigt? Auch ohne Leitung eines Dozenten tauchen in fast jeder Diskussion solche Fragen auf, wird beschrieben und interpretiert, schließlich gewertet - freilich selten unisono. Und doch gleichen sich oft die Eindrücke; beständiges Schweigen, Verlegenheitssätze sind äußere Zeichen für schwierige Situationen: Wie sagt man einem Schreiber, daß sein Text nicht nur »Fehler«, »Brüche« und »Unstimmigkeiten« aufweist, daß nicht nur Sprache, Metaphern und Bilder nicht stimmen, sondern daß an all dem mit Überzeugung Vorgetragenen überhaupt nichts literarisch Diskutables zu entdecken ist. Hier ist Fingerspitzengefühl vonnöten.

Es kommt zu Verwechslungen in der Autorenwerkstatt; es gibt Gäste, deren Texte Signale sind in einem gänzlich anderen Sinne als dem literarischen. Da werden Kommunikationsbedürfnisse deutlich, da suchen Schreiber manchmal Rat und Hilfe - für bestimmte Lebenssitua-

tionen, nicht für Probleme mit dem eigenen Schreiben. Da ist das unbeholfene Schreiben ein Vehikel der Kontaktsuche, und die Veröffentlichung, selbst in dieser Voröffentlichkeit, entspricht einem höchst privaten Mitteilungsbedüfnis. Da texten sich die Autoren ihre Probleme von der Seele - auf schiefer Ebene, denn das Gewicht liegt auf der Problemseite. Das hört sich herablassend an, soll es aber nicht. Schreiben als Selbstvergewisserung, Literatur als Therapie hat ihre Berechtigung, aber die Gruppe als Therapeutengemeinschaft wäre schlicht überfordert.

Daß die Texte, die bei uns vorgestellt , kritisiert oder auch ›verrissen‹ werden, in manchen Fällen nicht zuletzt von den Schreibern selbst handeln, macht sie freilich noch nicht alle zu öffentlichen Tagebucheintragungen, zu ›Objektivierungen‹ bloß privater Lebensprobleme. Die literarische Ambition rangiert in den Diskussionen immer ganz oben - und das soll auch so bleiben. Daß literarisch unverarbeiteten Verletzungen und Erschütterungen nicht weitere von der Kritik hinzugefügt werden, dazu ist die Gruppe sensibel genug. Freilich hält es Schreiber, die wahrhaftig empfinden, aber wahrhaft schlecht schreiben, auch nicht lange bei uns.

Die Unterschiede der vorgelesenen und vorgelegten Arbeiten sind ebenso gewaltig wie die Voraussetzungen und Fertigkeiten der Autoren: Literarische Talente, die zum Teil mehrfach bereits veröffentlicht haben, die als freie Autoren zu leben versuchen und täglich Stunden am Schreibtisch verbringen, treffen im Extremfall auf Gelegenheitsschreiber, für die das Schreiben eher ein Hobby ist. Das schafft natürlich ein Qualitätsgefälle, kann zu Konflikten führen, wenngleich letzteres bisher nur selten der Fall war. Im Sommersemester 1987 allerdings taten sich zum ersten Mal Gräben auf. Der Zulauf neuer Mitglieder überwog den älteren Stamm bei weitem. Und Gebrauchslyrik à la Allert-Wybranietz stieß bei den Neuen überraschend auf großen Beifall. Das wiederum verprellte manchen Alt-Werkstättler, der sich vom Niveau der Gespräche enttäuscht sah. Das Prinzip der offenen Gruppe aufrecht zu erhalten und dennoch nicht immer völlig von vorn anfangen zu müssen, etwa mit Diskussionen um literarische Qualität, dies macht in der Tat die meisten Probleme. Was langjährigen Gruppenmitgliedern längst abgehandelt scheint, kann für Neuzugänge noch völlig unentschieden sein. Was an Texteigenheiten der häufig Vortragenden dem Stamm der Werkstatt-Mitglieder bekannt ist, das ist für jene Neuland. Und da die Gruppe nicht von gemeinschaftlichen Übungen, nicht von Gruppen-Spielen und -Aufgaben, sondern eher von der literarischen Weiterentwicklung der einzelnen Autoren lebt, ist es stets eine schwierige Frage, wie sich Neuzugänge integrieren lassen. Dem Gruppenleiter bleibt als Moderator des Gesprächs zuweilen nichts an-

deres übrig, als Diskussionen abzukürzen, Zurückliegendes zu referieren, derart einen Ausgleich zu versuchen.

Daß dennoch nicht alle Interessierten zu halten sind, scheint mir ganz natürlich und überdies notwendig, damit die Gruppe nicht allzu groß und die Gespräche nicht allzu vielstimmig werden. Anfänger mögen nach den ersten literarisch ausgefeilteren Texten eine Schwellenangst aufbauen und daher nicht mehr kommen, bei literarisch Fortgeschritteneren könnte es ein vielleicht notwendiger Abnabelungsprozeß sein. Die junge Autorin Liane Dirks erzählte mir während eines Seminars über Schreibgruppen an Volkshochschulen einmal von ihrer generellen Skepsis gegenüber solchen Gruppen. Das Schreiben sei halt ein individueller Prozeß, ein recht einsamer am Schreibtisch zumeist, den sie sich kaum in einer Gruppe vorstellen könne. Autorengruppen, so Liane Dirks, könnten vielleicht zeitweise eine Begleit- und Kontrollfunkton übernehmen, danach aber sei eine Lösung von der Gruppe wohl unumgänglich.

In etwa das will die Autorenwerkstatt auch sein: Kontroll- und Begleitinstrument. Sie sieht sich darüber hinaus freilich nicht zuletzt auch als kleine Kontakt- und Informationsbörse: So ist es über berufliche und persönliche Verbindungen etwa zur Stadtbibliothek Köln, zum Westdeutschen Rundfunk, zum »Kölner Stadtanzeiger« und zu ein paar Veranstaltern von Lesungen ab und an möglich, Kontakte und Lesungen zu vermitteln, Tips und Publikationshinweise zu geben. In einer Kölner Stadtzeitung ist erst vor kurzem von einem Mitglied der Werkstatt eine Rubrik eingerichtet worden, die monatlich bislang unveröffentlichte Lyrik druckt. Auch mit der Kölner Literaturzeitschrift »Zeilensprung« besteht über Mitglieder eine, wenn auch lockere, Zusammenarbeit.

Obschon dies alles eher den einzelnen Autoren zugute kommen soll, gibt es dennoch auch gemeinsame Initiativen: Im Herbst 1985 beispielsweise veranstaltete die Werkstatt einen ersten Hörspiel-Workshop auf einem kleinen Weingut in der Toskana. Vorausgegangen waren Überlegungen, einmal ein gemeinsames literarisches Projekt zu versuchen, (die gemeinsame Textproduktion erwies sich freilich als außerordentlich problematisch). Der eigentliche Auslöser für die Hörspiel-Idee war schließlich ein Stück, das der Westdeutsche Rundfunk ausstrahlte: Die »Robinsonate« von Götz Naleppa, der sich mit einer Gruppe von Musikern und zahlreichen Robinson-Crusoe-Büchern zwei Wochen lang auf eine einsame Öl-Mühle zurückgezogen hatte, um vor Ort ein Hörspiel aufzunehmen. Eine musikalisch-sprachliche Umsetzung des Robinson, eine Sonate eben, entstanden aus der konzentrierten Stimmung und Spannung an abgeschiedenem Ort. Wie sich beim Hören erwies – ein reizvolles Experiment.

Vom Prinzip her ähnliches wollten auch wir versuchen; die Voraussetzungen für eine gemeinsame Hörspielerkundung waren zudem günstig daher, daß kaum einer der Beteiligten je mit diesem Medium intensiver gearbeitet hatte. Anders als beim Schreiben mußten hier also keine unterschiedlichen Entwicklungsstufen und individuellen Eigenheiten berücksichtigt werden, anders als beim Schreiben wollten sich alle Schreiber dem Gemeinschaftsprojekt unterordnen. In der damaligen Einladung an Karl Karst, der bereits seine Dramaturgenstelle in der Hörspielabteilung des Bayerischen Rundfunks übernommen hatte und das Projekt mit Interesse und Unterstützung verfolgte, hieß es:

> Geplant sind Erkundungen auf einem für viele Autoren neuen medialen Gebiet. Bislang ›nur‹ mit dem Medium der Sprache in schriftlich fixierter Literatur vertraut, wollen sich neun ›Schrift-Steller‹ mit den Möglichkeiten der akustischen Kunst auseinandersetzen und in gemeinsamer Arbeit ein »Hör-Spiel«, ein Spiel mit Hörbarem produzieren. Bewußt ist in Vorgesprächen nicht der Weg eines starren Manuskriptstücks eingeschlagen worden, sondern der einer ad-hoc-Produktion, die aus bereits gesammeltem Sprach- und Spielmaterial erst vor Ort entstehen soll. Die Dokumentation der Annäherung an das akustische Medium gehört ebenso zu den Zielen der Arbeitswoche wie die Notation der akustischen Spiele dieses in seiner Art erstmaligen Gruppenstücks der Autorenwerkstatt.

Der Versuch schlug, nimmt man nur das nie fertig gewordene Endprodukt, letztlich zwar fehl, aber dies lag allein an der Nachbearbeitung des aufgenommenen, vielversprechenden Materials, das in Köln collagiert und montiert werden sollte. Die im besten Fall semi-professionellen Geräte, mit denen die Studiobühne dienen konnte, reichten für den schwierigen Schnittplan bei weitem nicht aus. Gleichwohl war das privat organisierte Seminar ein Erfolg: Das Interesse für Hörspiele war geweckt worden und hält bis heute an.

Generell bedauerlich ist, daß selbst ein Versuchsstadium, für das die Rundfunkanstalten verständlicherweise nur schwer zu begeistern sind, an einer deutschen Universität kaum durchzuhalten ist. Es fehlen die technischen Voraussetzungen: Hörspielstudios, die den praktischen Zugang zum Medium sichern könnten, sind Mangelware. Und so bleibt diese eigenständige akustische Kunstform zwischen Literatur und Musik, die sich anböte zur Gruppenarbeit in entsprechenden Werkstätten, fast stets verschlossen für experimentelle Erkundungen. Natürlich bieten sich auch andere Gruppen-Aktivitäten an, die weniger Aufwand erfordern. Auch die Autorenwerkstatt nutzt sie. Neben Bühnentexten für die Studiobühne, an der mehrere Werkstättler schreiben wollen, neben einer anderen Gruppe innerhalb der Werkstatt, die daran denkt, eine regelmäßig erscheinende Theater-Zeitschrift in Zusammenarbeit mit der Studiobühne aufzubauen, sind es vor allem Lesungen, die gemeinschaftlich gestaltet werden können. Schon 1984, noch unter der

Leitung von Karl Karst, trat die Werkstatt gleichsam als Veranstalter in der Reihe »Lektionen»auf: Bei den groß angelegten Abenden lasen vornehmlich bekannte Autoren, Bodo Morshäuser etwa oder Erich Fried. In Absprache mit Fried, der ein großes Publikum lockte, wurde aber auch Unbekannten die Chance der Lesung eingeräumt: während der Veranstaltung, so war es angekündigt, konnten Interessierte eigene Texte »spontan« lesen. Allerdings ging ein (ebenso spontanes) Lektorat voraus, die Veranstaltung hätte sonst kein Ende gefunden. Die Idee der ›Spontanlesung‹ stieß durchaus auf Zuspruch und hatte Erfolg bei Autoren und Publikum.

Seit 1986 veranstaltet die Werkstatt in einer neuen Reihe, nun aber in kleinerem, intimerem Rahmen, eigene Lesungen, die bislang nur Werkstatt-Mitglieder präsentierte. Die alte »Lektionen«-Idee, eine Mischform zu versuchen, ist zwar noch nicht aufgegeben, aber nach einer Neuorientierung schien es zunächst wichtig, in ausschließlich eigener Sache den Bereich der »Voröffentlichkeit« zu verlassen. Immer häufiger wünschten Mitglieder ihre Texte in einer Gruppenlesung einem größeren Publikum vorzustellen. Nicht jeder Text hat dabei besondere literarische Güte, aber es gibt, so bestätigt zumindest die Presse, lohnenswerte Entdeckungen. Ein Textheft soll der Flüchtigkeit des Hör-Eindrucks begegnen, die Lesungen sind künftig für jedes Semesterende geplant. Daß die Werkstatt zudem eine kleine Anthologie vorbereitet, zeigt nicht nur, daß mittlerweile auch Aktenordner mit Arbeiten gefüllt sind, es zeigt auch, daß die schnelle, unbedingte Publikation nicht das Ziel der Arbeit sein soll. Denn es hat Jahre des Sammelns gebraucht, bis eine kleine, kritisch ausgewählte Sammlung entstehen konnte.

Quelle: *Ekkehard Skoruppa, „Wir haben die Schubladen voll!“ Ein Bericht über die Autorenwerkstatt an der Universität Köln, aus: Hans Arnold Rau (Hg.), Kreatives Schreiben an Hochschulen, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1988, S. 25-35*